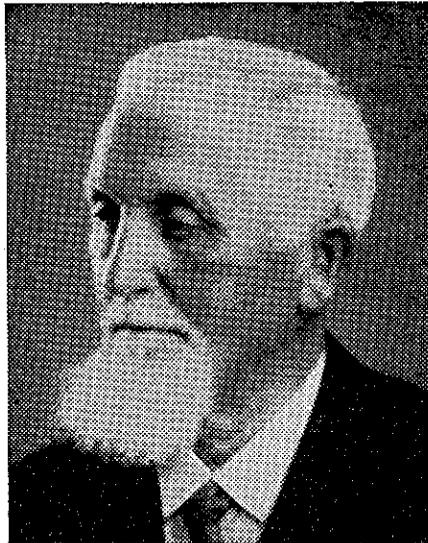


VATER ROHDE



*Aus meinem Leben*

FERDINAND ROHDE

*Aus meinem Leben*

Diese Lebenserinnerungen hat Vater Rohde aus Anlaß seines 80. Geburtstages aufgezeichnet. Sie wurden 1940/41 in dem Kirchenblatt des Kirchenkreises Buer „Stimmen der Heimat“ veröffentlicht. Wir haben sie zum 100. Geburtstage unserer Hünenburg für die vielen Freunde unserer Arbeit neu drucken lassen.

Die Anlage: „Mein Lebenslauf“ ist uns freundlicherweise aus dem Archiv des Stephansstiftes zur Verfügung gestellt.

Mögen diese schlichten Blätter mit dazu helfen, daß das Andenken dieses Mannes unter uns im Segen bleibe.

Hoyel, den 26. August 1953

FRANZ BERGNER

Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre. Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon."

Die 80 Jahre sind nun erreicht, und ich habe an meinem letzten Geburtstage im vertrauten Kreise die Geburtstagsgäste auf vielfaches Bitten einen Einblick tun lassen in die Wege, die Gott mich geführt hat. Die Aufzeichnungen sind also eigentlich nur bestimmt gewesen für meine Kinder und die nächsten Angehörigen. Ich habe nicht daran gedacht, daß sie Interesse finden könnten im Leserkreise der „Stimmen der Heimat". Ich bin dann aber von verschiedenen Seiten gedrängt worden um Hergabe der Erinnerungen und so habe ich nachgegeben. So mag es denn sein.

Hannover ist nicht der Boden, auf dem ich gewachsen bin. Ich bin Schleswig-Holsteiner und so lieb mir Hannover in den seit meiner Übersiedlung nach hier verflossenen 60 Jahren geworden ist, so bin ich doch noch stolz auf mein „meerumschlungenes" Heimatland, und habe mich herzlich gefreut, als die Neuenkirchener Posaunen an meinem Geburtstage auch mein Heimatlied mich hören ließen.

Meine Vorfahren waren Nachkommen der freiheitliebenden Dithmarscher Bauern und nachweislich seit 1670 ansässig in der Nähe von Heide, der Dithmarsischen Hauptstadt. Die Träger des Namens Rohde hießen Hans und Johann und Karsten und ihre Frauen Antje und Trientje und Wiebke, Eische und Telsche, aus welchen Namen unschwer zu erkennen ist, welchem Stande sie angehören, wenn es mir nicht ohnehin bekannt wäre, daß sie dem Bauernstande angehört haben. Der Großvater allerdings war aus der Reihe gesprungen und hatte als sogenannter Ökonom die Leitung des mit Landwirtschaft verbundenen Werk- und Armenhauses in Nordhastedt übernommen. Ich habe mit Bewußtsein die Großeltern nur ein einziges Mal gesehen, da das Reisen derzeit seine großen Schwierigkeiten bot. Ein zeitgemäßes Gedicht der Dichterin Sophie Deflefs zeichnet die damalige Lage. Sie schreibt:

„Hans harr sien Fru oll lange verspraken,  
Se wulln tosam mal'n Lusttour maken.  
Wenn dat Wetter ins moje weer  
Un nicks to don för de Wägen und Peer.  
Denn wo de Klas-Ohm wahn,  
Dor günge jüst voröwer de Isenbahn  
Dor weer all lang so veel Snakns um wen,  
Nu wulles ock sülbst den Spektakel mal sehn" usw.

Hans ist aber froh, als er am Abend die Zügel seiner Braunen wieder in der Hand und die unheimliche Eisenbahn hinter sich hat. —

Der Großvater, in dessen Gesangbuch 13 eigene Kinder verzeichnet stehen, und die Großmutter sind beide im hohen Alter verstorben. Die Großmutter war die Tochter des Lehrers Paulsen in Mühlenbarbeck. Ihre beiden Schwestern waren wieder an Lehrer verheiratet, und der einzige Bruder war der Lehrer Paul Paulsen in Schmalfeld. Die Söhne der Geschwister Paulsen sind zunächst wieder Lehrer geworden. Tante Voß aus Vaale aber sagte: „Ich bin die glücklichste von allen, drie Jungs hew ick, und oll drie sünd se opt Seminar.“ Mein Großvater mütterlicherseits war der Landwirt Hans Siems in Jerreunwisch bei Wesselburen und verwaltete als solcher einen größeren Hof, die Großmutter die Tochter eines Handwerkers aus Heide. Ich habe diese Großeltern nicht mehr gekannt. Der Großvater ist in mittleren Jahren verstorben, die Großmutter aber ist das Opfer einer Brandkatastrophe geworden, wie ich noch erzählen werde.

Von diesen Großeltern so einige Züge, wie wir sie uns von unserer Mutter immer wieder erzählen ließen. Es hieß dann: „Mutter, vertell uns wat ut dien Kinnertiet!“ Dann erzählte sie: Der Großvater hat Besuch von seiner Mutter, der Urgroßmutter. Er kommt auf den Pesel, den Festraum des Dithmarschen Bauernhauses, und sieht etwas mißbilligend, wie seine Mutter mit einer Schürze voll weißen Sandes langsam den Pesel auf und ab schreitet und den Fußboden mit dem teuren, vom Geestbauern gekauften Sand bestreut und zwar im festen Muster. Er sagt nichts, aber seine Mutter versteht den Blick des Sohnes und sagt: „Hans, lat mie dat Vergnögen, ick do dat so gern.“ Und er läßt sie gerne gewähren. Eine zweite Geschichte: Meine Mutter und ihre Schwester, sechs und achtjährige Mädchen, werden von den Eltern aus dem Garten gerufen und es wurde ihnen eröffnet, sie seien nun große Mädchen, und es schicke sich nicht, daß sie die Eltern noch „du“ nennen, sie hätten in Zukunft „He und Se“ zu sagen. Den Kindern wurde es schwer, aber sie mußten sich darin schicken.

Eine dritte Geschichte. Der Großvater war aufgelegt zu Scherz und Humor. Er hatte einen langjährigen Knecht, mit dem er auf Du und Du stand. Beide tranken gerne mal eine Tasse Kaffee, mit dem aber die Mutter sehr haushälterisch umging. Sie brachte wohl mal ein Viertelpfund mit vom Heider Wochenmarkte. Das mußte dann aber lange reichen. Um nun aber an den Kaffee zu kommen, machten die beiden irgend eine Wette um eine Tasse Kaffee. Und es mochte der Herr oder der Knecht gewinnen, der Kaffee mußte immer von der Großmutter kommen, die dann nach einigem Strauben auch gute Miene machte zum bösen Spiel. — Soweit die Großeltern.

Nun die Eltern. Nach dem erwähnten Gesangbuch des Großvaters war mein Vater Karsten Johann Heinrich Rohde der dritte Sohn seiner Eltern. Die ersten Jugendjahre verlebte er bei den Eltern in Nordtreistedt. Auf Wunsch seiner Mutter aber, die ja Lehrentochter war, kam er für die letzten Schuljahre zu seinem Großvater, dem Lehrer Paulsen in Mühlenbarbeck. Er mußte hier die Kühe hüten, wurde als Entlohnung für seinen Hüterdienst vom Großvater auf den Lehrerberuf und zwar zunächst auf die Stellung eines „Unterlehrers“, d. h. eines Gehilfen eines älteren Lehrers, vorbereitet. Als Unterlehrer erhielt er vom Hauptlehrer an Gehalt monatlich 10 bis 20 Mark und außerdem freie Wohnung und Beköstigung. War das Verhältnis

zwischen ihm und dem Herrn „Prinzipal“ ein gutes, so sorgte dieser auch für die Weiterbildung des jungen Mannes bis zur definitiven Anstellung als Autodidakt oder bis zum Eintritt ins Seminar. Nach ausreichender Vorbildung durch den Großvater übernahm mein Vater nach einander mehrere Unterlehrerstellen in Süderdithmarschen und erhielt zum Schluß das Zeugnis, daß er wohl imstande sei, eine eigene Schule zu führen. Er wurde definitiv angestellt an der Schule zu Nordfeld in Norderdithmarschen. Es war das aber eine „lüttje Scholstell“, die wohl den alleinstehenden jungen Mann ernährte, nicht aber einen Mann mit Familie. Als deswegen unser Vater sich verheiratete mit der Lehrerwitwe Köster von Poppenwurth, die ihm 3 Kinder in die Ehe brachte, mußte er sich umsehen nach einer einträglicheren Stelle, und diese bot sich ihm in Sarlhusen in Mittelholstein, wo der Gutsherr Patron der Schule war. Während des Umzuges wurde ich bei der Großmutter in Norddeich bei Wesselburen geboren und in Wesselburen getauft. Nach einem Vierteljahr folgte Mutter mit mir und zweien der Kösterschen Kinder, der dritte blieb bei der Großmutter, dem Vater nach Sarlhusen. Die ersten Jahre dort verliefen sehr glücklich und die Eltern freuten sich der guten Wendung ihrer Lage. Jedoch nahm das Glück ein furchtbares Ende. Zu Weihnachten besuchte uns die Großmutter mit dem 9jährigen Wilhelm. Das Schulhaus brannte nieder. Die Eltern, 2 der Kösterschen Halbbrüder, meine Schwester und ich wurden gerettet, die Großmutter aber und ihr Enkel fanden unter dem brennenden Dachstroh, das wie ein Wall das Haus umgab, einen furchtbaren Tod. Das war ein schwerer Schlag, von dem Mutter sich lange nicht erholen konnte. Im Sommer nach dem Brande wurde ein neues Schulhaus gebaut und Vater hielt noch die Weiherede. Dann aber war seines Bleibens in Sarlhusen nicht. Auf sein Ansuchen erhielt er die gute Schulstelle in Heustedt bei Kaltenkirchen. Im Jahre 65 machte er die Autodidaktenprüfung am Seminar in Segeberg mit gutem Erfolge, und weil die Verhältnisse in Heustedt in jeder Beziehung befriedigend und gut waren, so heilte die Zeit allmählich den Sarlhusener Schmerz. In Heustedt konnte und sollte fester Fuß gefaßt werden. Da kamen die Kriegsjahre, erst 1864, 1866, dann 1870. Aus dieser Zeit stammen meine nun folgenden ersten persönlichen Erinnerungen.

Die Gutsherrin von Sarlhusen, die Madame Hansing, war eine Dänin. Bei den Niederlagen ihrer Landsleute verhängte sie alle Fenster des Schlosses und suchte dann Verständnis für ihre mißliche Lage bei unserer Mutter. Man erzählte sich, die Soldaten hätten in einem herrschaftlichen Hause des Nachbarortes böß gewirtschaftet, ein Feuer angezündet und wertvolles Inventar verbrannt. Zur Strafe mußten sie Nächte hindurch einen Strafmarsch ausführen. Mehr Einzelheiten sind mir im Gedächtnis geblieben aus dem Kriege 70/71. Ich hatte unserm Nachbar Kabel die Itzehoer Nachrichten täglich zugetragen und mühte mich dabei unterwegs, mir die Schlachtorte und die Zahlen der Verwundeten, Gefangenen und Gefallenen einzuprägen. Über die Veranlassung zum Kriege unterrichtete uns ein Gedicht, daß wir auswendig lernten, „König Wilhelm saß ganz heiter jüngst zu Ems, dacht garnicht weiter an die Händel dieser Welt usw.“. Der Benedetti hatte für uns Jungen den Krieg heraufbeschworen. In und außer der Schule wurde viel gesungen: „Freiheit, die ich meine“, „Heil dir im

Siegerkranz" und vor allen Dingen „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" usw. Wir alle wollten Hüter sein. Unsere Mutter unterwies uns in der Schule in der Anfertigung von Verbandszeug aus zusammengebrachtem alten Leinen. Zur Gewinnung von Geldmitteln veranstaltete ein Frauenverein eine Verlosung. Ich gewann ein Paar lange blauweiße, gestrickte Strumpfbänder und unsere Mutter erhielt ein Kissen mit einem gestickten preußischen Adler, der als Glanzstück der Verlosung galt.

Gefallene hatte das große Dorf während des ganzen Krieges nicht zu beklagen. Klaus Lohse war der einzige, der als Kriegsbeschädigter zurückkehrte. Großen Jubel löste der Tag von Sedan aus. Die Jungen sangen unentwegt das Lied von der Kugelspritze und dem Chassepot, die als „gar lustig" gefeiert wurden. Endlich war der ruhmreiche Krieg zu Ende. Es wurde Friede geschlossen. Und auf den Friedensschluß folgte das Friedensfest, an welchem das ganze Dorf, Alt und Jung, teilnahm. Eine Friedens-eiche wurde vor dem Schulhause gepflanzt und ein Denkmal gesetzt mit der Inschrift: „Einigkeit macht stark!" Eine eingemauerte Denkschrift kann späteren Geschlechtern einmal von den derzeitigen Geschehnissen erzählen. Am Abend gab es einen Fackelzug mit Gesang und Musik. Mit Petroleum getränkte Torfsoden wurden auf Bohnenstangen gesteckt, die zum Schluß den außerhalb des Dorfes aufgeschichteten Holzhaufen entzündeten. Der Schmiedegeselle Rermann, der Kinderschreck, hatte zum Gaudium der Jungen seine Ehrenpforte ausstaffiert mit einem toten Hahn. (Man denke an das Denkmal im Walde von Compiègne mit dem toten Adler.) Nachdem der Siegesjubel sich gelegt hatte, ließ man die Arbeit folgen. Zur dauernden Erinnerung an das ruhmreiche Ende des Krieges bildete sich ein Verschönerungsverein, der es sich angelegen sein ließ, Baumpflanzungen und Anlagen im Dorfe zu schaffen, zu welchen Arbeiten wir größeren Jungen mit herangezogen wurden. Mein Vater aber mahnte zu solchem Tun: „Hast du noch Raum, pflanz einen Baum! Es möchte wohl der letzte sein." Für ihn selbst wurde es der letzte. Neben dem „Verschönerungsverein" erstand dann noch ein „Bildungsverein". In der Schule wurden Vorträge über Tagesfragen und sonstige interessierende Themata gehalten. Auch wir Jungen kamen hin und wieder einmal zu Worte. Mein Freund Hermann trug die Bürgschaft vor, und ich mußte mal sagen, was ich vom Briefschreiben wußte. Dann ging das Jahr still zu Ende.

Unser Vater, der die Seele solcher Unternehmungen war, wurde Weihnachten ein letztes Opfer des Krieges. Unser Nachbar war nach Hamburg gewesen und hatte die Blattern mitgebracht, die durch Turkos und Zuaven eingeschleppt waren. Ohne den bössartigen Charakter der Krankheit zu erkennen, hatte der Vater die Nacht bei dem Kranken gewacht, erkrankte gleichfalls an den Blattern und sagte am Tage vor den Weihnachtsferien zu den Kindern in der Schule: „Ich kann nicht mehr." Und Weihnachtsabend waren wir Waisen. Die Furcht vor Ansteckung war dann so groß, daß es schwer hielt, Leute zu finden, die unsern Vater in den Sarg legten, wie auch einen Bauern zu bewegen, sein Gespann für die Bestattung herzugeben. Der Pastor scheute sich, am Grabe zu sprechen, weil er fürchtete, es möchte bedenklich sein, das Gefolge lange zusammen zu halten. Die Lehrer-

schaft gab dem Kollegen das Gefolge mit der Fahne, aber in größerem Abstände von dem Leichenwagen.

Nach eingetretener Beruhigung wurde die Schule vorläufig weitergeführt von einem geübten Präparanden, wie das so üblich war, bis zur Neubesetzung der Stelle. Weil es sich um eine Landstelle handelte, machte die Ablösung noch allerlei Schwierigkeiten. Nachdem diese zum befriedigenden Ende geführt war, mußten wir dem Nachfolger unsers Vaters Raum geben. Und wo blieben wir?

Kurz vor dem Tode unseres Vaters hatte unser Bruder eine kleine Schulstelle übernommen, im östlichen Holstein in Pohnsdorf bei Preetz. Die Stelle war eigentlich berechnet für einen unverheirateten Mann. Doch zogen wir auf Bitten unseres Bruders zu ihm. Wenn aber Einnahme und Ausgabe in Einklang bleiben sollten, mußten alle Familienglieder, die Kinder nicht ausgenommen, zusammenwirken und taten es freudig und gern, so daß wir keinen Mangel litten. Aber manches Pfund Butter, manchen Eimer Buttermilch, manchen Korb Gemüse und Obst haben wir zur Stadt getragen und freuten uns, wenn wir so zum Lebensunterhalt beisteuern konnten, brachte doch einmal ein Korb Birnen 23 Schillinge ein. Das gab Mut, zumal als die Frau des Klosterprobsten uns tapfere Kinder nannte und teilnehmend nach unserem Vater fragte. Nach Verlauf einiger Jahre zogen wir mit unserm Bruder nach Mittelholstein nach Husberg bei Neumünster, wo ihm eine einträglichere Stelle geboten wurde. Viel ländliche Arbeit gab es auch hier neben der Schule, doch die Wege zur Stadt fielen weg.

In Husberg wie in Pohnsdorf besuchte ich die einklassige Schule meines Bruders. Am Sonntag Judika 1875 wurde ich durch Probst Sörensen in Neumünster konfirmiert. Als Denkspruch gab er mir: Joh. 8, 31 u. 32 „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.“ Und dazu hatte ich den guten Willen.

Mit der Konfirmation war auch die Zeit gekommen, daß Pläne gefaßt würden für die Zukunft. Doch war des Beratens nicht viel nötig. Es stand schon lange fest, der Junge sollte und wollte Lehrer werden. Und der Weg zum Lehrer ging nach damaliger Gewohnheit über den Unterlehrer. Von der Pike auf mußte man dienen. Um mich für einen derartigen Posten zu rüsten, besuchte ich nach der Konfirmation noch eineinhalb Jahr eine Mittelschule in Neumünster, die unter der Leitung des weithin als tüchtigen Lehrer geachteten Rektors Tanck stand. Hier hatte ich auch je und dann Gelegenheit, mich in den unteren Klassen im Unterrichten zu üben, so daß ich Michaelis 1876 für fähig erachtet wurde, die Stelle eines „Unterlehrers“ zu übernehmen. Durch Vermittlung meines Gönners, Herrn Tanck, übernahm ich die Unterlehrerstelle in Altengamme (Vierlanden) bei dem dortigen Lehrer und Organisten Harders. Eine Probelektion wurde mir mit Rücksicht auf die Empfehlung von Herrn Tanck geschenkt. Am 5. Oktober traf ich mit einem Elbdampfer in Altengamme ein, und am 6. Oktober stand ich als wohlbestallter Unterlehrer vor meiner Klasse, die mehr als 80 Kinder zählte. Ging denn das? Ja, das ging, weil die Kinder und die Eltern es nicht anders kannten, man selbst es nicht anders kannte und die Behörde, der Hamburger Senat, es auch nicht anders kannte. Also das erste Ziel war

erreicht: Man war nun „Unterlehrer“ und damit zugleich „Unnerköster“, insofern, als man außer der Schule dem Prinzipal zur Hand zu gehen hatte bei seinen Verpflichtungen für die Kirche, mit der die „Kirchenschule“ räumlich und nachbarlich aufs engste verbunden war.

Die Kirche in Altengamme ist anerkannt eine der schönsten Landkirchen in Norddeutschland damals und mehr noch heute, da der zeitige Pastor sie aufs schönste hat renovieren lassen. Das ganze Gestühl ist hergestellt in kunstvoller, eingelegter Arbeit. Namen, Jahreszahlen, Blumensträuße zieren jeden Stuhl, vor den Männersitzen stehen nicht gerade immer schöne, aber als Schmiedearbeit kunstvolle Hutstangen. Die Wände zieren Kränze und alte Brautkronen. An der Orgel sah man Sonne und Sterne, die sich auf Wunsch bei festlichen Gelegenheiten mit klingendem Spiel zum Orgelspiel drehten. Der neben der Kirche stehende Turm trug neben einer kleineren Glocke eine mächtige große aus dem Hamburger Brande gerettete Glocke.

Frauen und Männer der Gemeinde trugen noch die alte prunkvolle Volkstracht, und es war ein schönes Bild, wenn man die Gemeinde so sich sammeln sah. Heizung hatte die Kirche natürlich nicht. Jeder kam im Winter mit der Feuerkieke zur Kirche. Auch der Herr Organist trug beim Kirchengange in der einen Hand die Kieke, die ihm auf der Orgel dienen mußte und unter dem anderen Arm seine Bücher. Im Sommer kamen die Frauen meist mit einem Blumenstrauß zur Kirche.

Die Abendmahlsgottesdienste waren besonders feierlich. Im ganzen Jahr waren nur 4 „öffentliche“ Abendmahlsfeiern. Die älteren Leute gingen meist zur „Privatbeichte“ in der Sakristei, sprachen zwanglos selbst ihre Beichte und erhielten Absolution unter Handauflegung, traten nachher einzeln an den Altar und sprachen nach Empfang des hl. Abendmahls kniend ein stilles Dankgebet. Tief ergriffen nahm ich an der ersten Feier teil.

Wie alles Irdische dem Wechsel unterworfen ist, so neigte mit dem Herbst 1879 auch die schöne Altengammer Zeit ihrem Ende zu. Der alte würdige Pastor und Schulinspektor Jänisch starb und bald verließ auch die herzwinnende, wahrhaft fein gebildete Pastorin das alte Pfarrhaus, dessen auch die Schriftstellerin Elise Averdieck in ihren hinterlassenen Briefen so anziehend gedenkt. Nach längerer Vakanz zog dann ein junger Pastor Clausen aus dem Holsteinischen ein. Die Geistlichen waren inzwischen der Schulinspektion enthoben, und so konnte sich zwischen dem jungen Pastor und dem jüngeren Unterlehrer von vornherein ein mehr freundschaftliches Verhältnis herausbilden, und so war es natürlich, daß das von Jugend auf vorhandene Interesse für die Innere Mission neue Nahrung fand. Dazu half dann noch ein Ferienbesuch bei einer mir sehr teuren holsteinischen Familie, deren Glieder, Eltern und erwachsene Kinder, mit Ernst Christen sein wollten und waren. Diese Umstände bedeuteten für mich die Frage nach dem Woher und Wohin meines Lebens. Und als nun der gesegnete Direktor der Schleswig-Holsteinischen Mission, Pastor Jensen in Brecklum, im Sonntagsblatt immer wieder und dringend warb um junge Männer für den Eintritt in die durch ihn gegründete Brüderanstalt (Diakonen-Ausbildungsstätte), stellte ich mich ihm zur Verfügung. Jetzt aber erkrankte mein Prinzipal, und es war für ihn wie auch für mich selbstverständlich, daß ich

seine Vertretung übernahm bis zu seiner Wiederherstellung. Ich übernahm die Oberklasse, und meine bisherige Klasse übernahm ein junger Präparand, der inzwischen gekommen war, um mich abzulösen. Die Krankheit des Herrn Harders nahm aber zu, und ich wurde neben der Schule sein Sekretär und sein Krankenwärter. Weihnachten 1879 starb er und ich blieb bis Ostern 1880, um die Schule bis zur Neubesetzung zu versehen und zugleich der Familie eine Stütze zu sein.

In dieser Zeit hatte ich wegen meines Planes eine mündliche Aussprache mit dem teuren Pastor Jensen, der mir auf Grund dieser Aussprache das Ideal eines rechten Seelsorgers geblieben ist. Im Grunde stellte er nur eine Frage: „Kennen Sie Jesum?“ Er hieß mich als jungen Bruder willkommen, und ich versprach ihm, zu kommen, sobald ich in Altengamme entbehrlich sei. So wurde es Ostern. Aber letzten Endes zerschlugen sich doch noch die Verhandlungen wegen der für die Ausbildung aufzubringenden Kosten. Es wurde mir schwer, mich darein zu finden. Und heute danke ich Gott, daß die Angelegenheit damals diese Wendung genommen hat, da die Breklumer Brüderanstalt sich anders entwickelt hat, als wie ursprünglich gedacht war. Aus der Brüderanstalt wurde ein Predigerseminar für Amerika.

Ich lenkte nun meinen Blick auf das Rauhe Haus in Hamburg, das mir von zu Hause nicht ganz unbekannt war, waren doch Brüder des Rauhen Hauses und evangelisierende v. Oertzensche „Sendboten“ in meinem Elternhause ein- und ausgegangen und hatte ich als Junge doch öfter hören müssen: „Junge, du kömst noch mal int Ruge Hus!“ Nahe davor war ich jetzt, aber hinein kam ich nicht. Ein Hamburger Lehrer, dem ich meinen Plan auseinandersetzte, riet ganz entschieden: „Gehen Sie ins Stephansstift vor Hannover zu meinem Freunde Fricke, Fricke und ich waren zusammen in Hannover. Er ist ein tüchtiger Lehrer und Lehrerbildner geworden, und heute ist er Pastor und Vorsteher des Stephansstiftes.“ Ich entschied mich für das Stephansstift (s. Anlage S. 19).

Hier konnte ich mein Ziel erreichen und Diakon werden und brauchte doch meiner ursprünglichen Neigung, Lehrer zu werden, nicht untreu zu sein.

Am Tage nach Ostern 1880, nachdem ich das Osterfest in Hermannsburg verlebt hatte, kam ich nach Hannover und lernte Pastor Fricke kennen. Nach der Charakterisierung Frickes durch den schon genannten Hamburger Lehrer hatte ich mich gefaßt gemacht auf ein scharfes Examen. Nachdem er meine Papiere eingesehen hatte, begann das Examen, und das war kurz und bündig. Er stellte, wie vor einem Jahre Pastor Jensen, eine einzige Frage, die mich allerdings doch etwas überraschte: „Können Sie auch Mist aufladen?“ Die Frage konnte ich mit gutem Gewissen mit „Ja“ beantworten, war ich doch der Sohn eines Landschullehrers. Pastor Fricke reichte mir die Hand und sagte: „Sie können in Gottes Namen Bruder werden.“ Ich hatte Pastor Fricke begriffen. Seine Frage war dieselbe Frage, die Pastor Jensen mir gestellt hatte, nur in einem anderen Gewande. Den Sommer hindurch verblieb ich noch in der Hauslehrerstelle in Wasbeck, und trotz meiner und des Brotherrn entgegengesetzter Ansicht über das Woher und Wohin des Lebens, ist das Jahr in W. für mich gut und segensreich gewesen. Es war dazu angetan, mich vorzubereiten auf den Diakonenberuf, den ich als Ziel

vor Augen hatte. Und was Unterricht und Erziehung der Kinder betraf, so ließ man mir darin völlig freie Hand.

Am 5. Oktober stand ich dann vor den Toren des Stephansstifts zum Eintritt bereit. Am Sonnabend derselben Woche war großer Umzug. Der für die „Knabenfamilie“ des Rettungshauses bestimmte Raum war zu eng geworden und wurde geräumt, um Platz zu gewinnen für alte Männer, und ein neu gebautes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Haus wurde bezogen. Und nun kam ein Erlebnis. Die jungen Brüder, die den Umzug bewerkstelligen sollten, gingen nicht sorgfältig genug mit dem Inventar um. Darüber kam Pastor Fricke und sah die Bescherung. Und nun gab es eine Trächt Schelte, wie ich eine solche noch nicht erlebt hatte. Der Kern seiner zürnenden Rede war: „Bedenken Sie denn nicht, daß wir Arbeiten mit den Scherlein der Witwen?“ Und wenn er das sagte, so war das keine bloße Redensart. Ich war an der Sache nicht beteiligt. Sie machte aber einen solchen Eindruck auf mich, daß mir fast der Mut entfiel. Pastor Fricke reichte mir die Hand und sagte: „Sie meine ich ja nicht.“

Am Sonntag war Einweihung des neuen Hauses, und eine Gruppe von 15 Knaben war mir zur Betreuung überwiesen. So hatte ich meine abgeschlossene Arbeit und freute mich des mir entgegengebrachten Vertrauens. Das war Balsam auf den Schreck von gestern. Allerdings, wenn ich nun auf meine jetzigen Zöglinge sah, so merkte ich bald, das war doch ein anderer Schlag als meine Altengammer Dorfjungen und mein Wasbecker Dreigestirn. Auch Schulentlassene waren dabei, die ihre Fühlhörner erst einmal ausstreckten, um zu sehen, wie weit sie wohl mit dem „Neuen“ kämen. Doch haben wir uns in verhältnismäßig kurzer Zeit gut miteinander eingelebt, und der Widerstrebendste, der lange Wilhelm, hat mich nach Jahr und Tag bei seinem ersten Jungen als Gevatter gebeten. Am Tage nach den Michaelisferien übergab mir Pastor Fricke die 2. Schulklasse als mein Arbeitsfeld außer der Betreuung meiner „Familie“. So hatte ich von vornherein alle Hände voll zu tun und mußte schnell vergessen, daß der Norddeutsche, wie Pastor Fricke mich nannte, in Hannover nicht zu Hause war. Der Dienst an meinen Jungen und der anregende Verkehr mit älteren und jüngeren Brüdern und nicht zuletzt die zielklare Führung des Vorstehers ließen mich bald heimisch werden.

Pastor Fricke! Wer war denn Pastor Fricke? Am 8. März dieses Jahres haben wir seinen hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Er war eines Bauern Sohn, der es sich noch zur Ehre rechnete, seinen begabten Sohn der Schule zuzuführen. Der Schule hat er in seinen jungen Jahren von der Pike auf gedient. Präparande in Burgdorf, Bezirksseminar in Lüneburg, Leiden und Freuden eines Reiheschulmeisters in der Heide, Hauptseminar Hannover ließen ihn zum Meister der Schule werden. Er vertauschte dann nach vollendetem theologischen Studium das Katheder mit der Kanzel, ohne aber damit dem Lehrer Valet zu geben. Sein Weg führte ihn dann zur Marienkirche in Osnabrück und als Gehilfen des erkrankten Ortsgeistlichen nach Neuenkirchen bei Melle. Heute würde man sagen: Hier hat er sein Praktikum durchgemacht. Von seiner Neuenkirchener Zeit sprach er oft und gern. Die lebendige Gemeinde hatte es ihm angetan, und manchen Neuenkirchener hat er uns genannt, von dessen Krankenbett er selbst als der Getröstete und

Neubelebte heimgegangen ist. Daß Christum lieb haben in Not und Tod mehr wert ist als alles Wissen, das hatte er hier erfahren, und wessen das Herz voll war, dessen ging der Mund über, zumal im engeren vertrauten Kreise. Hier in Neuenkirchen kam an ihn der Ruf in das im Jahre 1869 durch Pastor Freitag ins Leben gerufene Stephanstift vor Hannover, zunächst als „Oberhelfer“, dann nach Abgang Pastor Freitags als „Pastor und Vorsteher des Stephanstiftes“, der Brüder- bzw. Diakonen-Bildungsstätte der Hannoverschen Landeskirche, das nun unter seiner umsichtigen Leitung heranwuchs zu einer der bedeutendsten Anstalten der Inneren Mission. Sein immer wiederholter Ruf: „Wir müssen Brüder haben!“ führte ihm die Hilfskräfte zu, derer er zum Aufbau der jungen Anstalt und der männlichen Diakonie überhaupt bedurfte, und seine unerschrockenen, doch nur an den „geneigten Leser“ gerichteten Bitten um Gaben der Liebe füllten ihm die Hände für „ihr“ Stephanstift, das „ihnen“ zugute kommen sollte. Dem ungeneigten Leser empfahl er dabei, die Bitte ungelesen zu lassen; er sei ja nicht gemeint.

Wie gesagt: Von Haus aus war Pastor Fricke Lehrer. Wie hoch er aber auch als Pastor und Vorsteher des Stephanstiftes die Bedeutung des Lehrerberufs einschätzte, bewies er damit, daß er dem Siechenhaus für alte Männer und dem Rettungshause für verwaahlte und gefährdete Knaben die Präparandenanstalt als Bildungsstätte für angehende Lehrer hinzufügte. Dem Widerspruch, der sich dieserhalb gegen ihn erhob, wußte er mit erstem Wort und köstlichem Humor treffend zu begegnen. Die Anstalt blühte auf und mancher altgewordene Lehrer denkt dankbar der Zeit, da er ein Schüler Frickes sein durfte. Die Anstalt hat bestanden bis zu seinem Abgange.

Auch als Pastor verleugnete er praktisch den Lehrer nicht. Den Konfirmandenunterricht im Rettungshause erteilte er selbst. Den Katechismus- und Rechenunterricht in der Präparande ließ er sich nicht nehmen, so lange seine Kräfte reichten, so wenig wie die seelsorgerische Unterweisung der Brüder und der Insassen des Siechenhauses in seinen musterhaften Bibel- und Katechismusstunden am Sonntag-Nachmittag. Ich hatte vielfach Gelegenheit, seinem Unterricht beizuwohnen. Da ließ er den vollständig gelähmten K. im Rettungshause selbst die Antwort finden auf die Frage: „Warum mußst denn du gerade als Gelähmter durch die Welt kriechen?“ Dem kleinen Präparanden H. brachte er mit köstlichem Humor das richtige Verständnis über Verhältnisse und Proportionen bei und Stellers Vater fragte er nach Schluß der Stunde: „Na, nu seggen Sei us, wat meint Sei denn nu dortau?“ oder: Was wollen wir denn nun mal singen?

Allwöchentlich gab Pastor Fricke eine Gesangsstunde fürs ganze Haus. Keiner durfte fehlen. Er konnte, um mit einem Neuenkirchener zu reden, „ganz gewaltig“ singen. Mir ist neben seinem „gewaltigen“ Singen mehr noch sein „Leise, leise, lieben Brüder“, im Gedächtnis geblieben. „Gewaltig“ wurden gesungen Lieder wie: Jesus Christus herrscht als König! und „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!“ und „leise, leise“: „Mein Herz leg ich in Jesu Hand“ (von ihm selbst verfaßt) und: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?“

Wegen seiner aufrüttelnden, erwecklichen, volkstümlichen Predigtweise

wurde Pastor Fricke überall im Lande freudig begrüßt als Festprediger auf Festen der Inneren Mission. In seinen Hauspredigten zeigte er oft eine prophetische Gabe. Was wir 1918 erlebt haben, die Revolution „von unten“, das war ihm unaufhaltsame Folge der Vergangenheit.

Die rastlose Tätigkeit unsers Pastoren ließ ihn am Tage wenig zur Ruhe kommen. Notwendige Besprechungen mit den Angestellten des Hauses und die immer mehr wachsende Korrespondenz fanden zumeist am Abend ihre Erledigung.

Und woher stammen die im Verlage des Stephanstifts erschienenen Kunstblätter, das Gedenkblatt für Verstorbene, der farbenprächtige Konfirmationsschein, der liebliche, sinnige Trauschein, die s. Zt. die Wand manchen christlichen Hauses schmückten? Und wer hat den großen und wer den kleinen Katechismus geschrieben und das Konfirmationsbüchlein und „Wider den Erbfeind“ und den im Volke so gerne gesehenen Monatsboten usw.? Das waren die Früchte seiner kurz bemessenen Mußestunden.

Daß er eines Bauern Sohn war, hat er in Wort und Tat nie verleugnet. So lag es ihm am Herzen, dem Stift vor den Toren Hannovers durch die Gewinnung eines wertvollen Grundbesitzes eine der weiteren Ausdehnung und dem notwendigen Wachsen des Stifts entsprechende unentbehrliche, feste Grundlage zu schaffen. So nahm er persönlichen Anteil an der Schaffung von Anpflanzungen und Anlagen des Stifts. So suchte er die Waldecke, in der das Stephanstift entstand, schön und schöner zu gestalten und meinte doch einmal: „Nach mir muß einer kommen, der muß alles schön gestalten. Das ist nicht meine Aufgabe.“ — Als geborener Landwirt schätzte er einen jungen Bruder darnach ein, wie er mit dem Vieh umging. In der ersten Brüderstunde, die ich im Stephanstift erlebte, verteidigte er einen jungen Bruder, der von einem anderen angegriffen wurde, mit den Worten: „Machen Sie mir nicht den Bruder L. schlecht. Der spricht mit seinem Vieh. Die Kühe begrüßt er mit einem „Guten Morgen!“ und die Hühner, die in einer Reihe auf dem Leiterwagen sitzen, ladet er ein zu einer Rundfahrt auf dem Hofe: „Lütten Höneckens, wollt ji eh beten utföhrn?“ „Wer das kann, der ist ein guter Mensch.“ Und der betreffende Bruder hat es in späteren Jahren bewiesen, in einer der größten Anstalten in unserem Hannoverlande — er ruht nun schon lange —, daß Pastor Fricke recht gesehen hatte.

Mit Pastor Fricke's Betätigung als Lehrer, Pastor und Landwirt war seine Bedeutung fürs Stift nicht zu Ende. Unter seiner Leitung erstand eine Reihe notwendiger Bauten, die ausgedehnte Knabenanstalt, einfach und schlicht, aber praktisch, ein altes und ein neues Siechenhaus für alte Männer, Druckerei und Waschhaus, Bäckerei, Stallungen usw. und endlich als Krone des Ganzen die schöne, lichtvolle Kirche, für welche letztere Gaben zusammenflossen aus dem ganzen Lande. Die Pläne für diese Bauten hat er selbst erdacht und mit seinen Brüdern beraten bis ins Kleinste, die endgültige Ausführung der Pläne überließ er den Männern vom Fach. Die Grundsteinlegung zum Kirchenbau hat Abt Uhlhorn vollzogen. In Bezug auf die fertige Kirche sagte er: „Hier an dieser Stätte darf nie ein anderes Evangelium gepredigt werden als das Evangelium des für uns gekreuzigten und

auferstandenen Jesus Christus." Mit dem Kirchenbau ging P. Fr.'s Wirken im und am Stephansstift zu Ende. Er zog nach Hannover für seine letzten Jahre, und am 3. Februar 1899 schloß er seine müde gewordenen Augen. Auf dem Friedhof des Stifts, den er selbst mit der Beerdigung Br. Dammanns eingeweiht hatte, haben wir ihn mit wehem Herzen begraben. Wir verließen das Grab mit dem Bewußtsein: „Wir haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr!“ Auf einem Grabstein steht das oft von ihm gebrauchte Wort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!“ Bei der Feier seines 100jährigen Geburtstages haben Pastor Wolff, der jetzige Vorsteher des Stephansstifts, und Pastor Lemmermann, sein Schwiegersohn, sein Bild in Verehrung und Liebe zu unserer Freude vor den überlebenden Angehörigen, vor uns und vielen Freunden des Stephanstifts noch einmal lebendig werden lassen, und wir alten Brüder haben einen Lorbeerkranz mit dankbarer Widmung auf sein Grab gelegt.

Den Faden meiner Lebenserinnerungen hatte ich abgerissen, um den Leser einmal näher bekannt zu machen mit einem Führer, Pastor L. W. Fricke. Ich knüpfte noch einmal wieder an: Durch meinen Eintritt ins Stephansstift und meine Einstellung in die Arbeit desselben war ich meinem mir gesteckten Ziele ein gut Stück näher gekommen, doch kam es nun darauf an, als „Probebruder“ zu beweisen, daß ich des mir entgegengebrachten Vertrauens wert sei. Erst wenn der Probebruder den Beweis geliefert hatte, wurde er endgültig „aufgenommen“ und nach darauf erfolgter Diakonen-Ausbildung „ingesegnet“. Wie sich die Ausbildung gestaltete? Pastor Fricke ließ den jungen Bruder gerne da fortfahren, wo er in seinem früheren Leben aufgehört hatte. Der landwirtschaftliche Inspektor, der alte Grewe, meinte: „Sie müssen bei die Pferde!“ Pastor Fricke entschied anders: „Sie bleiben bei der Schule!“ Und so habe ich bis zu meiner Einsegnung teilgenommen am Unterricht der Präparande, als Erzieher und Lehrer im Rettungshause und auf meinen eigen Wunsch auch vorübergehend als Pfleger im Siechenhause gearbeitet. Dort wie hier gab es für den unerfahrenen jungen Mann mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, die geeignet waren, ihn zu üben in Umsicht, Überlegung, Selbstprüfung und Geduld, deren Überwindung aber auch Genugtuung und Freude machte.

Zur Bestreitung der nötigsten Ausgaben erhielt man während der Zeit der Ausbildung ein kleines Taschengeld von wöchentlich 60 Pfg., welches allmählich stieg auf 1,50 M. Das war nicht viel, aber ein genügsamer Mann kam damit aus, wenn er aus geordneten Verhältnissen kam und mit Kleidern und Schuhen gut versehen in die Anstalt eingetreten war. Ubrigens war man ja auch nicht gekommen, um zu verdienen, sondern um sich rüsten zu lassen für einen Lebensberuf. Wollte es dem einen oder dem anderen doch einmal knapp werden, so fand er bei dem vorbildlich sparsamen und vorbildlich arbeitenden alten Bruder Kröger, Oberwärter im Siechenhause, Rat und Hilfe: „Sei sparsam, und wenn es Löhnung gibt, bringst Du's mir wieder.“

Wichtiger als klingende Münze war ja für den lernenden jungen Bruder das Vertrauen seiner Zöglinge im Rettungshause und die Freude des alten siechen Mannes, dem man eine Handreichung hatte tun dürfen. Von meiner

Arbeit im Siechenhause muß ich noch ein Wort sagen. Die Siechenpflege war mir bis dahin ein fremdes Gebiet gewesen und stellte erhöhte Anforderungen an Arbeitskraft und Geduld. Es kam vor, daß es einem etwas zuviel wurde. Das hatte der alte „Köpken Vater“ gemerkt. Er brachte mir ein Stück Zucker, das er schon lange in der Tasche getragen hatte: „Ick heft woll markt, ick heft woll markt, et ward se'n beten sur, et ward se'n beten sur. Hier hebt se'n Stück Zucker, Stück Zucker!“ Er hatte zu Hause einen Bauernhof, der seinen Händen entglitten war. Neben der Tür saß Vater Koch. Der war taub und blind. Er hatte aber in seiner Jugend manchen Bibelspruch und manchen Gesangvers gelernt und diese Schätze treu gehütet. Um ihn in seiner Einsamkeit einmal zu erfreuen, schrieb ich ihm hin und wieder die Anfangsworte eines passenden Verses mit den Fingern in die Hand. Dann las man die Dankbarkeit auf seinem Gesichte, und er sprach es aus: „Ah, de Schoolmester!“

Noch einen meiner Pfleglinge will ich nennen. Auf dem 2. Korridor saß der Siechenfriedrich, ein baumstarker, unbeholfener Geselle, der seinen Pfleger hätte oft in Verzweiflung bringen können. Er wollte nach Amerika auswandern und den viel klagenden Brommerloh unterwegs ins Wasser werfen, und den ganzen Kaffeetisch räumte er mit einer Handbewegung ab, so daß alles Geschirr klirrend zu Boden fiel. Mit mir hatte er nicht viel im Sinne: „Ick harr dacht, du wärst dösig. Wenn du ni dösig bist, kann ick mi mit di ni vergan.“

Ich hätte wohl Lust, ein ganzes Bilderbuch von meinen derzeitigen Pfleglingen vorzulegen, wie sie mir im Gedächtnis geblieben sind, aber das würde zu weit führen. Meine Siechenhausarbeit möchte ich aus meinem Leben nicht missen.

Es folgte die „Einsegnung“, bei welcher der junge Bruder unter Handschlag versprach, Treue und Gehorsam zu beweisen in allen Angelegenheiten des Berufs.

Die endgültige Einstellung in einen Lebensberuf ließ noch etwas auf sich warten. Pastor Fricke sagte mir nach meiner Einsegnung, die mit dem Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ erfolgte: „In den nächsten Jahren bauen wir für unsere Krüppelkinder, deren wir im 4. Knabenhause eine ganze Reihe beherbergen, ein eigenes Heim. Sie aber gehen von Ostern ab aufs Lehrerseminar in Hannover, und wenn Sie da fertig sind, übernehmen Sie als Lehrer und Hausvater unser Krüppelheim.“ Was waren das denn für Kinder? Da waren zunächst zwei sehr begabte Jungen, die nur auf den Knien rutschend sich bewegen konnten. Sie rutschten oft in die Wette und wurden wegen ihrer Fixigkeit die Löwen genannt. Da waren August P. und August L., der erstere hatte handgroße, nie heilende Wunden, sprach sich aber selbst Mut ein: „Schmerz muß man verbeißen!“ Dem anderen gestattete sein Sprachorgan, nur schwer verständliche Laute hervorzubringen. Heinrich L. trug im Nacken einen handlangen Wasserbeutel, der nicht operiert werden durfte. Klaus H. aus der Heide und Bernhard H. vom Harz waren beide schwer gelähmt, und es war schon viel versucht, sie auf die Beine zu bringen. Als der letztere starb und begraben ward, steckte der Vater dem Toten ein Geldstück in die Hand, das sollte den Bruder, der zu

Hause in gleicher Weise litt, gesund machen. Zu diesen Jungen kam noch eine ganze Reihe so oder so, mehr oder weniger behinderter Jungen. So konnte ich mir ein Bild machen von meiner künftigen Lebensarbeit, und ich war das herzlich zufrieden. Ich sagte „Ja“ dazu, wie es selbstverständlich war in gedenken des feierlichen Versprechens, das ich abgegeben hatte.

Ich ging aufs Seminar, behielt meine Wohnung im Stift und blieb so in enger Verbindung mit dem so vielfach anregenden Stiftsleben. Dazu mußte ich ein Wort sagen über die Stiftsfeste, die Pastor Fricke so wundervoll zu gestalten wußte oder zu denen er die Anregung gab, doch das muß ich mir versagen.

Die Seminaristen, alle etwas jünger als ich, waren zunächst dem Alteren gegenüber etwas zurückhaltend. Mit der Zeit aber bildete sich ein erfreuliches, ja freundschaftliches Verhältnis heraus. Der eine und der andere Seminarist konnte dem Alteren in der Tat schulisch und persönlich ein zur Nacheiferung aufforderndes Vorbild sein.

Als wir uns nach 25 Jahren in Hannover einmal wieder sahen, war man nicht wenig überrascht, was aus dem einen und dem anderen geworden war. Neben dem Volksschullehrer und Hauptlehrer begrüßte man als Seminarkollegen den Konrektor, den Rektor, den Direktor, den Studienrat und gar den Herrn Schulrat und was sonst ernstes Streben aus ihnen gemacht hatte. So ganz minderwertig mußte darnach die althergebrachte Seminarbildung nicht gewesen sein.

Das Lehrerseminar war für mich, den Altgedienten, eine neue Welt, derer ich mich nach jeder Seite hin dankbar und gern erinnere. Das Lehrerkollegium, der peinlich gewissenhafte Direktor Köchy und das Dreigestirn, die Lehrer Renner, Hüttmann und Marten wandten dem älteren Schüler in dankenswertester Weise ihr Interesse zu, und so konnte ich Ostern 1886 das Abgangs-Examen machen und hätte nach dem Plan Pastor Fricke's jetzt das Krüppelheim übernehmen können. Doch statt des Krüppelheims im Stephansstift erstand neben dem Stephansstift die Musteranstalt Annastift unter geistlicher Leitung und nur pfarramtlich mit dem Stephansstift verbunden.

Statt der geplanten Krüppelanstalt übernahm ich als Hausvater und Lehrer das Rettungshaus des Stephansstiftes und schloß so wieder an an meine Tätigkeit in meiner Probe- und ersten Ausbildungs-Zeit. Zum Hausvater gehört aber notgedrungen eine Hausmutter. Diese fand ich in der Schwester eines älteren Diakonen, der derzeit Lehrer war in einer deutschen Fabriksschule in Antwerpen. Ich sah sie zum ersten Mal auf einem Missionsfest in Kl. Bremen bei Bückeburg. Am 28. September 1888 feierten wir unsere Hochzeit in Nammen bei Porta. Der alte würdige Superintendent Schwerdtmann hielt uns die Traureden über das Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ Und meine liebe Frau ist der Rettungsarbeit eine gewissenhafte Hausmutter, mir eine treue Lebensgefährtin und unseren eigenen Kindern eine liebende Mutter geworden.

Am 30. September 1888 führte uns Pastor Fricke persönlich in unsere nach meinen eigenen Wünschen neu erbaute Wohnung, legte Bibel und Salz und Brot auf den Tisch und wünschte uns Gottes Segen. So sind wir Vater

und Mutter geworden von 120 Jungen, für die wir nun die Verantwortung übernahmen. Als ich ihm dann erzählte, ich gedächte 2 Linden vors Haus zu pflanzen, rief er in schalkhafter Rede, ich möchte doch lieber zwei Kirschbäume nehmen, man könne nicht wissen. — — —

Das Schaffen im eigenen Heim machte uns viel Freude und wir dachten nicht anders, als daß die Rettungsarbeit im Stephansstift die letzte Station auf unserem Lebenswege sein würde. Wir fühlten uns zu Hause.

Aber es kam ganz anders, als Menschen, Pastor Fricke und wir, gedacht hatten: Unser Vorsteher wurde krank. Die Taufe unseres ältesten Sohnes wurde seine letzte Amtshandlung und ein früherer Präparand des Stephansstifts, Pastor Oenhausen in Kirchdorf, übernahm vorläufig die Vertretung des Vorstehers. Nach schmerzlichem Abschied von seiner Lebensarbeit, für die er sich geopfert hatte, zog Pastor Fricke mit seiner Familie nach Hannover. Sein Abgang bedeutete für mich in mancher Beziehung eine Lösung aus lieben und wertvollen Banden. Und als dann auch Pastor Oenhausen in den Pfarrdienst zurücktrat, ließ ich mich bewegen, nach 16jähriger Arbeit im Stephansstift dem an mich ergehenden Ruf des Vorstandes der Hünenburg zu folgen und das Amt eines Lehrers und Hausvaters der Hünenburg zu übernehmen.

Kurz vor Ostern 1897 hörte ich, daß die Mutter Stoppenbrink auf der Hünenburg bei einer befreundeten Familie in Hannover angefragt habe, ob mit dem Bruder Rohde im Stephansstift wohl zu leben sei, er solle den bisherigen Hausvater Jürgenpott ablösen. Mir war von der Sache nichts bekannt, und erst auf Nachfrage erfuhr ich, daß mein Vorgänger den Blick des Vorstandes auf mich gerichtet hatte. In der Tat trat dieser denn auch bald meinethwegen in Unterhandlung mit mir und zugleich mit dem Vorstände des Stephansstifts. Ich war nicht wenig erstaunt über diese in Aussicht stehende Wendung meines Lebens, und nach ernstlicher Überlegung sagte ich „Ja“. Ich wurde nun eingeladen zu einer Vorstandssitzung auf der Hünenburg zwecks weiterer Fühlungnahme. Dabei gab es zunächst einen kleinen Zwischenfall. Bei einer Betätigung im Anstaltswalde zog ich mir eine Fußverletzung zu und war gezwungen, mich zu meiner nicht geringen Beschämung dem künftigen Vorstände in den gestickten Schuhen meines Vorgängers zu präsentieren. Glücklicherweise sah der Vorstand darin nicht ein böses Omen und die Sitzung endete mit beiderseitigem vollen Einverständnis, und Mutter Stoppenbrink, die langjährige Mutter und Großmutter des Hauses, die mich sorgfältig verband, hatte mir das Herz abgewonnen.

Ich fuhr in den gestickten Schuhen, jedoch mit der Anwartschaft auf die Hausvaterstelle, nach Hannover zurück.

Schatzrat v. Wersabe fragte mich: „Was zieht Sie nach der Hünenburg?“ Ich antwortete ihm: „Die kleine Anstalt!“ Er erwiderte: „Dann verstehe ich Sie.“ Pastor Fricke, noch immer mein Berater, riet: „Gehen Sie nach der Hünenburg!“ Es fehlte auch nicht an warnenden Stimmen. Hausvater Birkholz in Schladen fragte: „Bedenkst du nicht, was du im Stephansstift verlässest?“ Erleichtert wurde mir die Sache durch den Umstand, daß durch den bevorstehenden Vorsteherwechsel im Stephanstift ganz neue

Verhältnisse in Aussicht standen. Doch blieb das Gefühl, aus dem Vaterhause zu scheiden.

Am 22. April 1897 zogen wir auf der Hünenburg ein und hatten in vieler Beziehung einen glücklichen Anfang. Die Anstalt war klein und übersichtlich und wohl geordnet. Sie zählte 22 Knaben und 11 Mädchen. Der aus Brockhausen stammende Lehrer und Hausvater wie auch die vorbildlich sparsame und gewissenhafte Hausmutter, Diakonissin Marie Kleingödinghaus aus Wallenbrück, blieben noch einige Tage, um uns das Einleben zu erleichtern, hatten wir doch, die wir aus ganz andern Verhältnissen kamen, zunächst auf der Hünenburg zu lernen und umzulernen. Die Großmutter Stoppenbrink, die in ihrer langen Tätigkeit in der Hünenburg viel Erfahrungen gesammelt hatte, wurde uns der getreueste Eckart und die beste Beraterin. Bruder Seiler und Tante Elise waren gewissenhafte Erzieher. Katharine stand der Hausmutter am Herde zur Seite und Heinrich Timmering und Hermann Heermann versorgten Acker und Vieh. Alles einheimische Leute, auf die sich die zunächst unerfahrenen Hauseltern unbedingt verlassen konnten. Wir hätten undankbare Gesellen sein müssen, wenn wir so nicht getrost hätten in die Zukunft sehen wollen.

Pastor Lohmann von Hoyel führte uns noch in die Arbeit ein, verließ uns dann aber schon nach einigen Tagen und siedelte über als Stiftsprediger nach Loccum, und wir mußten erst einmal ohne einen Vorsitzenden des Vorstandes auskommen, der uns aber durch den übrigen Vorstand, ich nenne nur den Rechnungsführer Kolon Grothaus in Bennien und den Schriftführer Kolon König in Döhren, voll ersetzt wurde.

Im Juli 1897 konnten wir Pastor Althaus aus Esbeck als Pastor von Hoyel und unsern Anstaltsvorsitzenden begrüßen. Eins unserer Mädchen sagte ihm beim Einzuge ein Begrüßungsgedicht:

„Wir sind der unsern dreiunddreißig  
Und alle sind sehr froh, das weiß ich,  
Daß ein Pastor zieht heute ein,  
Dem wir nun uns're Lieder weihn! usw.“

Mit dem Pfarrhause in Hoyel verband uns bald das erfreulichste Einvernehmen und blieb uns erhalten bei allen schmerzlichen und erfreulichen Ereignissen im Anstaltsleben bis heute.

Da konnte es nicht fehlen, daß aus dem aus Schleswig-Holstein gekommenen Hausvater ein Hoyeler, ein Osnabrücker wurde, zumal als sich erst auf dem Hoyeler Friedhof ein ihm teures Grab an das andere reihte.

Nur ein Wunsch ist uns versagt geblieben. Die Anstalt blieb nicht klein, sondern wuchs immer mehr. Die Zahl der Zöglinge wuchs auf das Vierfache, durch Ankauf und Kultivierung von Waldgrund und Odland wurde der Landwirtschaftsbetrieb wesentlich vergrößert, die einklassige Schule wurde mehrklassig, und ein Haus kam zu dem andern. Das war natürlich und richtig nach dem Worte: „Rast ich, so rost ich!“ und zu bedauern angesichts

des andern Worts: „Klein, aber mein!“ — Man konnte der Zeit nicht wehren. Ich war inzwischen alt geworden und gab nach längerer Mithilfe meines Sohnes das Hausvateramt in die Hände meines Nachfolgers, des Diakonen A. Krüger aus dem Stephansstifte.

Durch das Entgegenkommen des Vorstandes konnte ich für meinen Lebensabend auf der Hünenburg bleiben und diene dem Hause gern weiter mit Rat und Tat, so lange es mir vergönnt bleibt.

Von meinen Erlebnissen auf der Hünenburg während der mehr als 40 Jahre, die ich hier verlebte, will ich nicht mehr sprechen, haben doch die Freunde unseres Hauses nicht teilnahmslos mit uns gelebt und mehr oder weniger Freud und Leid mit uns getragen.

Ich schließe damit meine „Erinnerungen“ und möchte nur noch den einen Wunsch aussprechen: Gott erhalte uns fernerhin den Sinn unseres Vaters Biewener und seines Beraters, Schulinspektor Schüren in Osnabrück, die mit der uneigennütigen Gründung des „Rettungshauses auf der Hünenburg“ eine „Samariterherberge“ bauen wollten für gefährdete und verwahrloste Kinder. Gott erhalte aber auch der Hünenburg den gleichgesinnten, sich stets erneuernden Freundeskreis aus unserm Osnabrücker Lande und endlich Wohlwollen und Förderung seitens der uns vorgesetzten Behörde, die wir auch nicht entbehren können. Dazu dürfen wir getrost hoffen, daß wir dabei bleiben können: „Es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr verheißen hatte. Es kam alles.“ Josua 21, 45.

## Mein Lebenslauf

Ich wurde geboren am 27. April 1860 zu Norddeich in Dithmarschen und am 17. Juni in der Kirche zu Wesselburen getauft. Meine Eltern waren der Lehrer C. J. H. Rohde und J. E. Rohde verw. Köster geb. Siem zu Sarlhusen. —

Im Jahre 1864 zog mein Vater von Sarlhusen nach Henstedt und wirkte hier bis an seinen Tod, welcher am Weihnachtsabend 1872 nach achttägigem, schwerem Krankenlager — er litt an den Blattern — erfolgte. — Aber der Herr hatte schon im Voraus für uns gesorgt, indem Er meinen Bruder ein Jahr vorher eine Anstellung als Lehrer hatte finden lassen. Da er unverheiratet war, zog Mutter mit uns Kindern, mir und zwei jüngeren Schwestern, zu ihm nach Pohnsdorf, wo er angestellt war. Nach anderthalb Jahren, Neujahr 1874, zogen wir dann mit ihm nach Husberg bei Neumünster. — In Neumünster wurde ich nun 1875 nach vorhergegangener Vorbereitung durch Herrn Propsten Sörensen am Sonntage Judica konfirmiert. Nach der Konfirmation faßte ich den Entschluß, mich dem Lehrerberuf zu widmen und besuchte darum noch bis Michaelis 1876 die Bürgerschule zu Neumünster. — Jetzt erhielt ich eine Präparandenstelle zu Altengamme in den Vierlanden, welche ich bis Ostern 1880 innehielt.

Im Herbst 1879 wollte ich zur Aufnahmeprüfung nach Uetersen, allein kurz vor meiner beabsichtigten Abreise von Altengamme erkrankte mein Prinzipal sehr bedenklich, und ich mußte darum fürs erste bleiben. Als er dann am Weihnachtmorgen seinen Leiden erlag, blieb ich auf Bitten der Witwe noch bis Ostern 1880. In dieser Zeit wurde der Entschluß in mir reif, in die Reichsarbeit der Inneren Mission einzutreten. Es war dieser Gedanke mir schon öfter nahe getreten, aber ich hatte denselben bis dahin noch zurückgedrängt. Ich bat den Herrn, meine Wege nach Seinem Willen zu leiten, das tat er auch, und ich glaubte zu erkennen, daß ich noch warten müsse. —

Den Sommer 1880 verblieb ich zu Hause und arbeitete nach Kräften an der Vervollkommnung meines Wissens. Weil mir Gottes Wille noch nicht recht klar war, ging ich dann Michaelis zur Aufnahmeprüfung nach Segeberg, wurde aber wegen nicht ausreichender Ausbildung in der Musik nicht aufgenommen. — In den nächsten Tagen erhielt ich die Hauslehrerstelle, die ich noch jetzt inne habe. —

In dem Vertrauen, daß der Herr alle meine Wege mit Seinen Augen leitet, und Er es an Seinem Segen, an dem Alles gelegen ist, nicht fehlen lassen wird, möchte ich jetzt nichts lieber, als in die Brüderanstalt des Stephansstifts eintreten, damit ein langer gehegter Wunsch in Erfüllung gehe. —

Meinen innern Lebenslauf möchte ich kurz zusammenfassen: Jesus hat mich aus lauter Güte zu Sich gezogen!

„Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“

Druck: H. Nottelmann, Spenge